

(Nachdruck verboten.)

11)

Die Fanzare.

Roman von Fritz Mauthner.

„Ach, wenn Sie mein trauriges Leben verständen, Sie wären schon aus Menschlichkeit mein Freund! Ich war ein blutjunges, unerfahrenes Geschöpf, als ich mich von einem Mann fesseln ließ, der sich für einen Künstler ausgab. Ich habe seinen Namen getragen, weil die Kunst mir immer als das Höchste auf der Welt erschien. Er hatte mich betrogen. Er war ein Handwerker, ein Klavierlehrer, ohne Schaffenslust, ohne Schaffenskraft. Das war die erste Enttäuschung meines Lebens. Kommen Sie bald wieder. Ich bin keine gefährliche Frau. Lassen Sie sich nichts Häßliches über mich erzählen; glauben Sie nichts, was ich Ihnen nicht bestätigt habe. Ich habe zu viel Trauriges erfahren. Ich will nichts als Freundschaft.“

Richard wurde über seine eigne Ungeheuerlichkeit rot, als er darauf nichts andres zu erwidern wußte, als — er habe wenig Zeit. Seine ununterbrochene Thätigkeit in der Maschinenfabrik und die zeitraubende Orchestrierung seiner Oper seien fast zu viel.

„Warum geben Sie Ihre Stellung nicht auf? Sie haben es ja doch nicht nötig?“

Aus Richards verwundertem Blick las sie sofort, daß sie einen falschen Ton angeschlagen hatte. Rasch fügte sie hinzu:

„Sie brauchen kein Maschinenbauer zu bleiben, wenn Sie ein großer Künstler sind!“

„Das habe ich eben noch nicht bewiesen.“

Leontine machte große Augen und sagte treuherzig:

„Sie haben recht. Lassen Sie sich beide Wege offen.“

Richard ging mit dem Gefühle fort, eine treue Freundin, eine gute Kameradin gefunden zu haben und überdies ein feinfühliges Weib zu kennen, dessen Urteil für sein künstlerisches Schaffen bedeutungsvoll werden mußte.

Schon nach vier Tagen kam er wieder und sprach nun wirklich wie mit einer Freundin. Er vertiefte sich rasch in ein Gespräch über seine Opernarbeit und machte die junge Wittve voreerst zur Vertrauten seiner künstlerischen Ueberzeugungen. Ihm schien Mozart eine kleine Gottheit zu sein, deren Gebote jeder ehrliche Musiker bis ans Ende aller Dinge heilig zu halten hätte. So hatte er sich auch bei der Orchestrierung seines Wertes in bescheidenen Grenzen gehalten und ursprünglich zu dem doppelten Streichquartett nur vier Bläser hinzugedacht. Leontine hatte von der Musik nicht genugsam Kenntnisse, um die Gründe des jungen Freundes erfolgreich zu bekämpfen. Aber sie wies ihn eindringlich auf den Geschmack des Publikums, welches seitdem durch große Massenwirkungen verwöhnt worden sei und nicht mehr zu der alten Kammermusik zurückkehren wolle, wenigstens im Opernhause nicht.

Das Gespräch erhitze sich leicht über die technische Frage, um so mehr, als Richard nicht zum erstenmal den Vorwurf hörte, seine Musik sei unmodern, sei zu dünn, zu wenig malerisch. Er hatte schon für einige Chöre und für die Ouvertüre die Mittel verstärkt, hatte gegen seine bessere Ueberzeugung große Klangwirkungen nachzuahmen gesucht und empörte sich nun, da seine Nachgiebigkeit nicht für eine neue musikalische Lehre, sondern für den Geschmack des Publikums gefordert wurde. Er wollte nicht noch weiter gehen; und unter Selbstanklagen verdamnte er eine Kunst, welche sich wie eine Schneiderin in den Dienst der Mode stellte.

„Sie kennen meinen Vater,“ rief er, „und Sie sind klug genug, um seine Auffassung des Verlegergeschäfts zu verstehen. Sie durchschauen das alles vielleicht besser als ich. Was ist es denn, das es mir unmöglich macht, mit ihm gemeinsam zu arbeiten, wie es doch die Pflicht des Kindes wäre? Doch nur, daß er sich und seine Zeitung und die Federn seiner Redacteurs in den Dienst aller zahlungsfähigen Leute stellt, daß er aus der Ueberzeugung, für welche ein Journalist leben und sterben sollte, eine Handelsware machen möchte. Und wenn ich nun hingehe und den Gesang der Blumengeister mit Posauern begleiten lasse, wie es die Großstädter erwarten, anstatt mit

zwei Flöten, wie es mein Gewissen verlangt, wenn ich gebe, was thue ich anderes als der gefällige Kaufmann. Meine sechs Posauern tönen in meinen Ohren ebenso schrill wie die Posaune der Reklame. Mit Fanzaren müssen unsere neuesten Komponisten ihre Zuhörer von Zeit zu Zeit aus dem Schlafe wecken, damit sie emporfahren und damit sie etwas haben, woran sie die Melodie erkennen, wie die Aktiengesellschaft Fanzare wertlose Waren so lange anpreist, bis sich die Namen dem Publikum ins Ohr gelegt haben.“

Leontine horchte auf, als schliege ihr selbst plötzlich eine alte Melodie wieder an das Ohr. Das war derselbe Ton, wie sie ihn einst von dem armen Klavierlehrer gehört hatte, der ihr erster Mann geworden war. Sie lächelte unmerklich vor sich hin. So steckte doch etwas von einer Künstlerin in ihr, wenn ihr Leute mit einer solchen Sprache gefielen. Aber so jung war sie nicht mehr, um dieselbe Sprache noch einmal von einem armen Klavierlehrer zu ertragen. Richard Mettmann, der gute Schulen besucht hatte und Kleider von neuestem Schnitt trug, hatte trotz dieser schönen jugendlichen Ueberschwenglichkeit eine glänzende Zukunft zu erwarten. Nicht umsonst hatte Papa Mettmann ihr noch vor des Sohnes Rückkehr viel von ihm gesprochen. Durch den Reichtum, den Einfluß und die Klugheit seines Vaters war Richard berufen, eine große Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Daß der junge Mann zufällig die Neigung empfand, auch als Musiker etwas zu bedeuten, das konnte einmal für die Häuslichkeit recht störend werden — viele Musik that ihr geradezu weh — aber seine gesellschaftliche Stellung konnte durch die Begabung nur gewinnen, wenn diese zu raschen äußeren Erfolgen führte. So viel war gewiß, Richard mußte sich mit seinem Vater vollkommen ausöhnen, auch innerlich. Er mußte das Opfer seines hübschen, jugendlichen Idealismus bringen, damit Leontine seiner sicher blieb. Wenn er sich daneben eine gewisse unerfahrene Schwärmerei für sie selbst unberührt erhalten konnte, um so besser.

Leontine hatte im Leben schon so viel erreicht, sie hatte die Menschen so mühelos ihrem Willen dienstbar gemacht, daß sie auch diese neue Aufgabe leichten Muts in Angriff nahm. Heute und bei jedem folgenden Besuch sprach sie mit Richard viel und mit warmen Worten über den Vater. Der Hauptsatz, den sie bei jeder Gelegenheit wiederholte, lautete: „Die Menschen haben nicht alle dieselbe Ehre, dasselbe Gewissen; wer nur die Pflichten seines Standes erfüllt, soll darum von andern Ständen nicht verachtet werden, weil ihre sittliche Grundlehren anders lauten. Die Ehre des einen Standes verpflichtet ihn zum Duellieren und gestattet ihm das Schuldenmachen. Der Bauer dagegen wird um einer Hypothek willen, die er aufnimmt, geringer geschätzt, als um eines Schimpfworts willen, das er einsteckt. Ein Gelehrter, der wissenschaftlich lügt, ist für immer gerichtet; ein Geschäftsvermittler aber darf ein bißchen lügen, weil sein Stand es ihm gestattet.“

Richard gab sich diesem Unterricht nicht unwillig hin. Er hörte wohl die Täuschung aus dem Tone der schönen Sprecherin, er sah die leibhaftige Sophistik aus ihren kalten Augen glänzen, aber er war ihr doch dankbar dafür, daß sie seinen Herzenswünschen mit dem Aufwand ihres ganzen Verstandes entgegenkam. Er hatte von seinem Vater zeitlebens nur Liebes und Gutes erfahren; er wünschte nichts sehnlicher, als ihn achten zu können. Ohne die cynischen Reden dieses Vode wäre es vielleicht gar nicht zu dem geheimen Aufstande gegen die Gewohnheiten des väterlichen Hauses in ihm gekommen. Es war ein Glück, daß er für seinen Umgang anstatt des ewig verneinenden Mannes so bald dieses klare, versöhnliche Weib gefunden hatte.

Mehr als vierzehn Tage waren seit Richards Beileidsbesuch verstrichen, vier- oder fünfmal war er bei ihr gewesen, und sie kamte bereits — fast bis zur Ermüdung — alle Schwierigkeiten seiner Oper und alle Sorgen seines äußeren Lebens; nur seinen Herzensbeziehungen hatte er noch mit keinem Wort zu ihr gesprochen. Und doch war es ihr klar, daß er mit seiner jüngerhaften Leidenschaft einem andren Weibe gehören mußte, er hätte sonst nicht in so harmloser Freundschaft bei ihr ausharren können.

Und auch daß seine Liebe nicht glücklich war, ließ sich leicht erraten. Eine Frau oder ein Mädchen, das ihn liebte,

hätte den Verkehr mit der schönen Leontine nicht geduldet. Daß der hübsche, offene junge Mann, der ihr so gut gefiel, nicht wieder geliebt wurde, das schien ihr kaum glaublich. Der alte Mettmann hatte einmal spöttisch auf Richards Neigung zu einem armen Kinde von oben angepielt; doch Richard's Weibchen hätte diesen Jüngling nicht traurig gemacht.

Es war gegen Ende August, die Sonne war eben untergegangen, sie saßen in der Schwüle des Abends auf dem Balkon stumm einander gegenüber. Wieder einmal hatte sie auf Richards Klagen dem Vater recht gegeben, der für die Oper seines Sohnes nach allen Regeln seines Gewerbes Lärm schlug. Richard wußte nichts mehr zu erwidern.

Er blickte in den eignen Vorgarten hinunter, in welchem ein Diener Bäume und Sträucher mit einem zum Regen zerstäubten Wasserstrahl besprengte. Hier spielte sich jetzt wieder sein Leben ab, und er gedachte der glücklicheren Jugendzeit, da er hier mit dem unbändigen Achim und der immer stillheiteren Johanna spielen durfte. Damals kannte er das Leben noch nicht. Die Freiheit und Schönheit der Welt hörte für ihn mit dem Tiergartenviertel auf. In der Stadt Berlin selbst wohnten lauter hungernde und vor Hunger grausame Menschen. Darum wollte er mit Johanna auch für immer da bleiben und nicht reisen, weder nach der Stadt noch nach der weiteren Fremde.

Eben unterbrach er sein langes Schweigen. Er hatte vor, zu der schönen bleichen Frau von seiner Jugend und von Johanna zu sprechen. Da stockte er wieder und richtete sich erregt empor. Johanna von Habenow selbst hatte die Bitterthür des Vorgartens geöffnet und ging auf das Haus seines Vaters zu. Freundlich grüßte sie den Diener, der noch vor kurzem der ihres Onkels gewesen war.

Richard konnte trotz der Dämmerung ihre Züge ganz deutlich erkennen. Er sah, wie sie vor dem Diener stehen blieb und ihm ruhig, als wäre sie noch seine Herrschaft, einen Befehl gab, wie dieser vorsichtig den Schlauch abschloß und dabei doch noch die Deffnung von dem gnädigen Fräulein abhielt — gerade auf Leontine zu — wenn's durch einen Zufall doch losgehen sollte! — wie er dann sehr unterthänig irgend eine Mitteilung machte. Richard wußte genau, was Johanna herführte; hatte er doch darauf gerechnet, sie bei dieser Gelegenheit wieder zu sehen und zu sprechen. Eine ganze Kiste mit Büchern und Familienpapieren war auf dem Boden zurückgeblieben; Johanna kam deshalb. Wenn sie das Haus betrat, wollte Richard hinüber eilen.

Aber die Unterhaltung der beiden war noch nicht zu Ende. Der Diener deutete immer noch mit dem Messingrohr des Schlauches auf den Balkon, und Johanna blickte hinauf. Sofort wandte sie ihre Augen unbefangen genug dem Himmel zu, aber Richard sah, daß sie ihn bemerkt hatte.

Er konnte doch unmöglich so barhaupt, wie er auf dem Balkon saß hinuntergrüßen? Nun aber glaubte Johanna am Ende, er habe sich verbergen wollen, weil er sich in dem Augenblicke zurückbog, als sie aufsaß.

Jetzt schritt Johanna wieder so schlank und ruhig, wie sie gekommen, aus dem Vorgarten hinaus, und Richard wandte sich vorlegen zu Leontine, deren Gegenwart er seit einer langen Minute völlig vergessen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wie China regiert wird.

Von Archibald N. Colquhoun-London.

Die Regierungsform des himmlischen Reichs entspricht ganz der alten Theokratie, in der der Kaiser auf Grund des göttlichen Rechts herrscht: ohne Kirche und Priesterschaft, ohne Dogmen, die Gefahr lauern könnten, absolet zu werden, ohne Riten, die Lorrumpieren oder Lorrumpiert werden könnten, ohne geschriebene Gesetze, die zu verbrechen oder zu kritisieren wären! Als Einziger und Alleiniger steht er zwischen Himmel und Erde. Er ist der Vermittler zwischen der göttlichen Autorität und seinem Volke; er ist dem Himmel allein verantwortlich und als Entschiebung für diese Last mit vollkommener und absoluter Autorität bekleidet. So sieht die Idealform der Monarchie aus. In Wirklichkeit allerdings kann der Kaiser, sollte er nicht in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen regieren, die seinem Volke als göttlicher Wille erscheinen, abgesetzt werden, und wenn seine Dynastie Spuren des Verfalls zeigt, so muß eben eine andere auf den Thron erhoben werden. Diese Einschränkung gestattet eine Anzahl der verschiedensten Auslegungen in Bezug auf den göttlichen Willen und macht Revolutionen nicht nur möglich sondern verleiht ihnen auch eine gewisse Berechtigung.

Der Gedanke des Familienscheitens, das in China eine so bedeutende Rolle spielt, ist die Grundlage der Regierung. Der Kaiser ist der große Vater, dem die Pflicht obliegt, seinem Volke Schutz und Nahrung zu bieten, und diesem hinwiederum ist vollkommene kindliche Untertänigkeit zur Pflicht gemacht. Dieser Gedanke findet sich in allen Staatsdokumenten und Edikten, und in jedem wird der kindliche Gehorsam als heilige Pflicht besonders betont. Rebellen werden somit als Vatermörder betrachtet, und Vatermord gilt als das schrecklichste aller Verbrechen. Mit welchem Nachdruck diese Anschauung geltend gemacht wird, mag folgendes von mir selbst mitgeteilte Beispiel beweisen: Ein Ehepaar, das die Mutter des Mannes ermordet hatte, wurde zum Tode verurteilt; hieran aber noch nicht genug, wurde der ganze Bezirk, in dem sie gelebt hatten, in Acht und Bann gethan; Schüler aus diesem Distrikt wurden nicht zu den Prüfungen zugelassen, sämtliche Beamten ihres Amtes entsetzt, kurz, jedes Mittel wurde angewendet, um jedem, der von dem Verbrechen gehört hatte, zu Gemüthe zu führen, wie absolut heilig das Familienleben und wie schrecklich die Rache an all jenen sei, die durch die Verletzung dieses heiligen Gesetzes auch jene Familie zerstören, als deren einziges Haupt der Kaiser gilt.

Trotzdem aber ist China der klassische Boden für Revolutionen und das Land woßl kaum je von Unruhen in diesem oder jenem Teil frei gewesen. Diese Anomalie ist eine von den vielen, denen man in diesem Lande der Paradoxien begegnet, wenn auch der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis schließlich nicht nur auf das himmlische Reich beschränkt ist. Thatsächlich sind die Chinesen, obwohl sie unter autokratischer Herrschaft stehen, vielleicht das am freiesten regierte Volk der Welt, umso mehr, als sie daran gewöhnt sind, ihre Lokalverwaltungen ohne jede Einmischung von Seiten der Centralregierung selbst zu besorgen. Während der Chinesen die unantastbare Suprematie des Sohns des Himmels glaubt und sie anerkennt, macht er sich in der Praxis seine Gesetze für sich und ist bei der geringsten Provocation rasch mit der Erklärung bei der Hand, der Kaiser regiere nicht mehr in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Gottheit, und er sei deshalb seiner Treue entbunden. Die umfangreiche und blumige Sprache der Chinesen steht zweifelsohne in genau demselben Verhältnis zu den Gedanken, die sie ausdrückt — oder verkleidet, wie die Theorie und das Ideal der chinesischen Regierung zu ihrer thatsächlichen Ausübung.

Um vom Allgemeinen auf das Besondere überzugehen: an der Spitze der chinesischen Civilverwaltung steht der Kaiser als der Gipfel der hierarchischen Pyramide; in Wirklichkeit allerdings steht ihm keine größere Macht zu Gebote, als dem König eines konstitutionellen Staats oder dem Präsidenten einer Republik. Und wenn er auch das Recht der Initiative besitzt, so hat er im wesentlichen doch nur die Maßregeln zu billigen oder zu verwerfen, die ihm vorgeschlagen werden, oder sie den verschiedenen Behörden zur neuerlichen Beratung zurückzustellen. Der Geschäftsgang ist dabei folgender: Dem Throne werden Denkschriften unterbreitet, die vorerst durch die Hände der verschiedenen Behörden gehen und, bevor sie zum Kaiser gelangen, noch vom großen Thronrat revidiert werden.

Das Land ist in eine große Anzahl von Bezirken — Hsien — eingeteilt, die ungefähr den Umfang einer englischen Grafschaft haben. Ueber jede ist ein Beamter gesetzt, der in seiner Hand alle Funktionen, die civilen und militärischen — das Civil geht in China immer vor — die den Bezirk betreffen, vereint. Dieser überlastete Beamte ist die Einheit des administrativen Systems und wird stets aus der Reihe der Chinesen genommen. Seine Aufgabe ist keine leichte, denn wenn er sich mit dem Volke nicht gut versteht, kann er keine Unterstützung seitens der Regierung erwarten und beendet seine Karriere gewöhnlich mit der größten Schmach, die einem Chinesen geschehen kann, nämlich mit der Entziehung seiner offiziellen Schube, die ihm weggenommen und in den nächsten Graben geworfen werden. Wenn eine solche Degradation zu teil wurde, dem ist jede Hoffnung auf eine weitere Verwendung in Staatsdiensten genommen. Gleich begahft und mit einem Anbange von Schmarozern, die er unterhalten muß, will er seine Popularität nicht aufs Spiel setzen, ist er genötigt, seine Zusucht zu systematischen Unterschleifen und zur Verleumdung zu nehmen. Die chinesische Sprache wimmelt von Sprichwörtern, die von der Korruption der Beamten und anderer offizieller Persönlichkeiten handeln, und die ganze Wissenschaft der Hierarchie läßt sich in dem Wort zusammenfassen: „Große Fische fressen kleine Fische, kleine Fische fressen Krabben, und Krabben fressen Schlamm“, während das andre Sprichwort; „Sie wittern Geld, wie die Mücken Blut wittern“, nicht minder charakteristisch für sie ist.

Eine Gruppe von Bezirken vereinigt sich zu einem Departement, das von einem Präfecten regiert wird, der den Appellationshof für die Distriktsbeamten bildet; eine Gruppe von Departementen bildet einen Kreis, an dessen Spitze der Kreisverwalter — Tao-tai — steht. Dann kommt die Provinz, deren Hauptbeamter der Gouverneur ist. Es giebt 18 solcher Provinzen in China, und ihr Flächenmaß kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß ihre Ausdehnung mehr als dreifach so groß ist wie Großbritannien, und daß jede Provinz im Durchschnitt ungefähr die Hälfte der Bevölkerungszahl von England enthält. Jede Provinz ist autonom und besitzt für sich ihre eigne Regierungsmaschine. Diese verwaltet allein das Eintommen der Provinz, sorgt selbständig für ihre Verteidigung, hat ihre voll-

kommen unabhängige Justiz, kurz, verwaltet sich ohne jede Einmischung von Seiten der Centralregierung. Eine Ausnahme von großer Bedeutung giebt es hierin allerdings: ihre Gouverneure und Hauptbeamten werden von der Hauptstadt aus bestellt und haben an diese einen Tribut als Anteil an dem Einkommen aus der Provinz abzuführen. Während theoretisch die literarische Bildung und das Verstehen der diesbezüglichen Prüfungen den einzigen Weg zur Staatscarriere in China bildet, hat die Besitzergreifung von Peking durch die Mandchus eine Ausnahme in diese Regel gebracht, da aus diesen auch Leute zu Beamten gewählt werden, wenn sie keine Prüfung abgelegt haben. So waren die Mandchus im Stande, ihre Herrschaft über dieses Riesengebiet zu behaupten, dessen Bevölkerung weit davon entfernt ist, ihnen freundlich gesinnt zu sein.

Der Gouverneur einer Provinz ist der einzige Beamte, der das Recht besitzt, im eignen Namen Denkschriften an den Thron zu richten, ein Recht, das ihn den nicht zu verkennden Vorteil bietet, im geheimen über die Unterbeamten berichten zu können. Seine Macht ist deshalb ungeheuer, und seine Autorität nahezu absolut. Es steht jedoch zwischen dem Gouverneur und dem Thron noch ein Beamter, der General-Gouverneur oder wie der Europäer ihn nennt, Vicekönig, der manchmal eine und manchmal zwei Provinzen unter seiner Jurisdiction hat. So ungeheuer auch die Machtvollkommenheit dieser Gouverneure und General-Gouverneure ist, so besitzen sie doch nicht das Recht über Leben und Tod, angenommen im Falle von Seeräuberei oder bewaffnetem Aufruhr. In gewöhnlichen Fällen müssen alle Todesurteile vom Kaiser selbst unterzeichnet werden.

Die chinesische Beamtenschaft rekrutiert sich nicht aus einer besonderen Klasse, da ja jeder das Recht besitzt, sich zu den vorgeschriebenen Prüfungen zu melden. Die Studien hierzu sind ausschließlich klassisch, und obgleich eine ungeheure Wissensmasse von den Prüflingen verlangt wird, wird ihnen doch keinerlei praktische Kenntniss gegeben, sowie ihnen auch keinerlei praktische Specialisierung gestattet ist. Das Befehlen ein und derselben Prüfung qualifiziert den Kandidaten für ein fiskalisches, richterliches, militärisches oder anderes Amt, je nach dem Bedarf. Die Chinesen selbst bemerken sehr richtig, daß ihr Land von „Maximen“ regiert wird. Die Unfähigkeit von Leuten, deren ganze Bildung in der Kenntnis einer Unmasse von Ansprüchen des Konfuzius besteht, führt sie notwendig dazu, ihre ganze Regierungskunst in Unschweifen, in höflichem, aber sinnlosem Ceremoniell und in wüthigen Ausschücheln zu suchen. Kurz in Mitleid, die sie, für den Augenblick wenigstens, der Nötigung überheben, eine Entscheidung zu treffen oder zu handeln. Es liegt auf der Hand, daß es einem einzigen Menschen — besonders einem mit geringen praktischen Erfahrungen — unmöglich ist, so viel Funktionen in seiner Person zu vereinen; deshalb veriaßt die Regierungsmaschine auch bei der geringsten ernstlichen Schwierigkeit, und die Beamten, außer Stande, auf die Dauer Ausschücheln zu gebrauchen, zeigen sich in ihrer Unfähigkeit und verlieren so ihren Posten. Ein deutliches Beispiel hierfür war Li-Hung-Tschang anlässlich des chinesisch-japanischen Kriegs, als man von ihm verlangte, er solle Krieg führen und gleichzeitig seine Pflichten als General-Gouverneur, als Oberaufseher des nördlichen Handels und wer weiß was noch erfüllen, — noch dazu ohne eine gedillte Beamtenerschaft, höchstens mit Beihilfe von Fremden oder Eingeborenen, die er sich rasch hierzu auswählen konnte. In der doppelten Absicht, die höheren Beamten in Abhängigkeit von Peking zu erhalten und die Korruption unter ihnen zu verhindern, ist ihre Dienstdauer in ein und derselben Provinz auf drei Jahre beschränkt, sodas beständiges Kommen und Gehen unter ihnen herrscht. Dieses verhindert allerdings die Möglichkeit des Entstehens territorialer Interessen, die der Centralregierung ja nur unangenehm werden könnten, hält aber ebenfalls die Beamten davon ab, wirklichen Einblick in die Geschäfte ihrer Provinz oder ihres Departements zu gewinnen und nimmt ihnen thatsächlich jedes ernste Interesse an dem Fortschritt und der Entwicklung des Landessteils, den sie gerade verwalten. Ihr einziger Wunsch und ihr einziges Streben ist nur, so gut als möglich diese drei Jahre zu überwinden. Uebrigens wird dieses Gesetz, wie die meisten andern in China, häufig genug übertreten.

Eine andre Bestimmung verbietet einem Mandarin, in der Provinz, in der er geboren ist, ein Amt anzunehmen. Der Grund hierfür liegt zweifelsohne in der Furcht, er könne in seinem Gebiet einen Einfluß gewinnen, der für seine Abhängigkeit von Peking gefährlich werden würde. (Nebenbei möchte ich übrigens bemerken, daß das Wort „Mandarin“, das wir Fremde dem chinesischen Beamten beilegen, im Chinesischen kein Aequivalent hat und nicht chinesischen, sondern portugiesischen Ursprungs ist.)

An der Spitze der ungeheuren administrativen Maschine wird der Kaiser von zwei Ratskammern — dem Kabinett oder kaiserlichen Kanzleramt und dem Generalkat — unterstützt, der in gewisser Beziehung den Ministerien der europäischen Nationen ähnelt. Die Mitglieder beider Körperschaften werden von dem Kaiser aus der Schar der höheren Beamten und den Mandchus-Funktionären des Hofes gewählt. Diesen beiden Ratskammern unterstehen sechs Direktoren: Das Civillkabinett, die Finanzverwaltung, die Verwaltung für den Kultus, den Krieg, die Rechtspflege und die öffentlichen Arbeiten; hierzu kam vor einigen Jahren noch eine Seebehörde. Ganz unabhängig von diesen ist eine sehr wichtige Körperschaft, die Censur, deren Mitglieder eine Art von ratgebender und kritischer Behörde bilden. Ihre Aufgabe ist es, über die Wohlfahrt des Volks zu wachen und Kritik überall dort zu üben, wo sie irgend

eine Versehen in der Haltung der gesamten Beamtenerschaft bemerken, ja selbst den Kaiser zu kritisieren. Ihre Denkschriften führen oft eine verblüffend freie Sprache und enthalten manchmal sogar lähne Aussagen gegen den Herrscher oder die kaiserliche Familie.

Die See-Zoll-Verwaltung steht in China unter fremder Kontrolle, auf Grund eines zur Zeit des Taiping-Aufstands zeitweilig getroffenen Uebereinkommens, demzufolge die Seezölle unter fremden Schutz gestellt worden waren. Dieses System hatte sich so gut bewährt, daß es endgültig angenommen wurde, und die chinesische Regierung später sogar eine gewisse Summe für die Erhaltung dieses Departements auswarf, dessen Chef den Titel „General-Inspektor“ besitzt.

Die Körperschaft, deren Namen im Westen am besten bekannt ist, das Tjungli-Namen, ist eine Schöpfung jüngerer Zeit, nicht älter als 40 Jahre; sie wurde als Vermittlungsglied zwischen dem Kaiser und den Fremden errichtet, die in die Hauptstadt gekommen und bis dahin eigentlich nur als Tributträger behandelt worden waren. Zu dem Zweck gegründet, die Beziehungen mit den fremden Mächten zu fördern, hat sich das Tjung-li-Namen thatsächlich viel eher als ein unübersteigliches Hindernis zwischen diesen Mächten und China erwiesen.

Eine der Grundregeln der chinesischen Verwaltung ist die persönliche Verantwortung, die jeder Beamte für den von ihm erteilten Rat übernehmen muß; dies hat zur Folge, daß jeder sich bemüht, dem Zwange, seine unterschiedene Ansicht zu äußern, aus dem Weg zu gehn. Eine Unterredung mit dem Tjung-li-Namen ist deshalb eine wahre Geduldprobe für den fremden Bevollmächtigten, der irgend eine Antwort auf irgend eine Frage erwartet. Erfränkungen, die einem westlichen Gaumen wenig entsprechen, werden mit vieler Freigebigkeit aufgesetzt und müssen unter großen Ceremonien genommen werden. Ist das endlich überwunden und die oft dringliche Frage gestellt, so ist noch immer keine Antwort zu erhoffen, denn einer der strengsten Punkte chinesischer Etikette verbietet jedem, zuerst zu sprechen. Wenn sie sprechen, dann sprechen sie alle gleichzeitig, und ihre Geschicklichkeit, sich die Frage einer dem andern zuzuwenden, kann in der That mit der Geschicklichkeit des allerbesten Fußballspielers verglichen werden. Herausgekommen ist bei solchen Konferenzen wohl selten etwas Vernünftiges. —

Kleines Feuilleton.

— Wieviel Ameisen enthält ein Ameisenneß? Die Menge der Ameisen in einem Neste hat schon früher der bekannte Schweizer Myrmelolog Auguste Forel annäherungsweise zu bestimmen gesucht; er ist dabei zu der Zahl von 114 000 Arbeiterameisen gelangt. Eine wirkliche Zählung hat aber erst in den Jahren 1897 und 1899 der Genfer Professor Emile Jung vorgenommen. Seine Beobachtungen beziehen sich auf die rote Waldameise. Das erste Mal verfuhr er so, daß er sämtliche Bewohner eines Ameisenhaufens durch Schwefelkohlenstoff tötete, dann das ganze Nest in einen großen Sack schaufelte — es wog 80 Kilogramm — und mit einigen Gehilfen die Ameisen nebst den Larven einzeln zusammenjuchte. Er zählte dabei 22 580 Ameisen und 13 500 Larven. Die Arbeit war aber bei der Schwierigkeit, die Ameisen von den Erd- und Holzstückchen zu unterscheiden, so mühsam, daß Jung die Lust verging, sie zu wiederholen. Die gewonnenen Ziffern konnten außerdem auf die gestellte Frage keine zuverlässige Antwort geben, da die gerade im Nest befindlichen Ameisen nur einen kleinen Teil von dessen wirklicher Bevölkerung dargestellt haben können. Daher verfuhr Jung bei seinen weiteren Zählungen derart, daß er die Ameisen durch wiederholtes Bedecken der Nester mit einem 1 Sev.-Dezimeter großen Grabseid, an dem sie sich rasch ansammeln, lebend wegging. Indem Jung dieses Verfahren tagelang fortsetzte, auch den Fang auf die benachbarten, von den Ameisen der Blattläuse wegen besuchten Bäume erstreckte, indem er ferner Sorge trug, daß etwaige Massenauwanderungen der beunruhigten Tiere aus dem Nest nicht unbeachtet blieben, und daß diejenigen Ameisen, die sich in unterirdischen Gängen versteckt hatten, hervorgeholt wurden, fand er bei der Unterjuchung von fünf ungleich großen Nestern der roten Waldameise folgende Zahlen: A. 53 018, B. 67 470, C. 19 933, D. 93 694, E. 47 828 Ameisen. Es zeigte sich dabei, daß zwischen der Größe der Nester und der Zahl ihrer Einwohner gar keine Beziehung besteht; so waren zum Beispiel die Nester B und E die kleinsten von allen, und hatten doch mehr Einwohner als das große Nest C, B auch mehr als das gleichfalls viel größere Nest A. Die Zahl der der Zählung entgangenen Ameisen kann nach Jungs Ansicht nicht bedeutend gewesen sein, jedenfalls nicht über 10 000. Es würde sich also ergeben, daß ein besonders stark bevölkertes Nest der roten Waldameise nicht viel über 100 000 Einwohner enthält. Das würde von der durch Forel gefundenen Zahl nicht allzu weit abweichen.

Bei der großen Menge von Ameisen, die während dieser Zählungen an Jungs Auge vorübergegangen sind, konnte er wahrnehmen, wie große Verschiedenheiten die einzelnen Tiere in Gestalt, Färbung und Größe aufweisen. Es giebt unter ihnen Niesen und Iwerge, Mißgestalten und zahlreiche Uebergangsformen zwischen Arbeiterinnen und weiblichen Ameisen. — („Tägl. Rundschau.“)

Musik.

Die sommerliche Zeit des Musiklebens zwingt nicht nur zur Beschäftigung mit minderwertigerem als sonst, sondern sie setzt uns auch in Gefahr, unser Urteil immer laxer werden zu lassen. Am haben wir bereits die dritte und voraussichtlich auch letzte Dar-

Die „Orientalische Operettengesellschaft“, neuerdings „Orientalische Natursänger“ genannt, hinter uns. Die erste war als „Orientalische Operette“ bezeichnet, die zweite als „Alttestamentarisches Melodrama“, die dritte heißt „Historisches Melodrama“ und ist betitelt „Der Sternensohn (Bar Kochba)“; der Gesamtautor nennt sich, wie beim zweiten Stück, kurz Goldfaden. Vor allem macht wieder das „orientalische“ Deutsch — ein ganz verfehltes Mittel des Archaisierens — das Anhören schier unerträglich. Erträglich war diesmal die reduzierte Komik; insbesondere fehlte jene gräßliche Hanswursthäufel, welche die beiden ersten Stücke so widerlich gemacht hatte. Im ganzen erinnert dieses „Melodrama“ (das freilich dem eigentlichen Sinn dieser Bezeichnung: Musik zu gesprochenem Text oder stummer Scene, fast gar nicht entspricht) beinahe an den Stil der alten pathetischen, zumal der kriegerischen, mit Tanzmärchen und dergleichen verzierten Oper. In Jerusalem wird nach der Zerstörung des zweiten Tempels Bar Kochba, dessen Helbenkraft durch seinen Sternennamen angedeutet ist, zum Führer einer Empörung gegen die Römer und zum König ausgerufen. Seine Geliebte Dina wird durch Intriganten in die Gewalt des römischen Statthalters gebracht, und kurz und gut: sie stürzt sich aus den und den Gründen von einer Mauer, und schließlich erliegen auch die Empörer.

Die Musik leistet wieder an Primitivität und Eintönigkeit das Menschenmögliche. Die Motive, aus denen sich die Themen aufbauen, werden mit so leeren Nachahmungen aneinandergefügt, daß der alte Spottausdruck aus der Kompositionslehre: „Schusterledern“ wieder zu reichen Ehren kommen kann. Im Orchester ist die Oberstimme mit so gemüthlichen Begleitungen und Imitationen fundiert, daß von Partitur und Instrumentation kaum die Rede sein kann. Der Gesangsteil macht sich besser: wenigstens bietet er Arien dar, die dieses Namens wert sind, besonders liedartige, und manche interessierende Bearbeitungen des Solos mit dem Chor. Italienische Opern- und deutsche Operettensänger sind manchmal nicht besser. Unter den etwa der Erwähnung würdigen Stücken seien ein Schmerzengesang der Dina und ihres Vaters sowie die darauf folgende Verzeihung beider und eine Kerkerarbeitsarie Dinas hervorgehoben. — Die Ausstattung machte sich durch einen Notorismus als Saal des Statthalters lächerlich.

Fräulein Friederichla Partowiska vom National-Theater in Bukarest war wieder der eine Stern des Abends; sie sang und spielte wie neulich und zeigte, daß sie — namentlich wegen ihres ernst dramatischen Spiels — auch in einer weniger niedrigen Welt zu verwenden wäre, besonders wenn sie nicht eine Sprache verzuimerte. Der andere Abendstern war, in der Titelrolle, Herr Silbert; als künstiger Slangtenor der Dreslauer wird er freilich viel damit zu thun haben, sprechen zu lernen und sich beim Singen die „wilde Lust“ und das Anklippen im Deklamatorischen abzugewöhnen. Herr Samoylof (als Statthalter) sprach verhältnismäßig noch am besten; hätte er doch eine weniger dumme Maske bekommen!

Vielleicht wird uns die Direktion Frigische im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater die letzten Schredensentwürfen aus dem Thalia-Theater vertreiben. Sie will ja, wie es jetzt heißt, lediglich die Operette und neben dieser die „große Spieloper“ kultivieren, sogar mit großem Ballett. Der Kunststiller freut sich; doch ist Freude am Platz, wo den besten Vorfällen die Dienstbarkeit der Kunst unter dem geschäftlichen Dingen in die Quere zu kommen droht? — sz.

Medizinisches.

Ja. Von großem Interesse war die Erörterung, die auf dem gegenwärtig in Paris tagenden Internationalen medizinischen Kongress den größten Teil einer Sitzung in Anspruch nahm und in der sich die bedeutendsten Autoritäten Deutschlands, Frankreichs und Englands über die Entstehung der Gicht aussprachen. Nach dem Vortrage von Professor Ebstein (Göttingen) ist die Gicht eine mehr oder weniger chronische Krankheit, die sich auf Grund einer krankhaften, erblichen und meist wohl angeborenen Veranlagung entwickelt. Das Wesen der Krankheit besteht in einem Eindringen von Harnsäure in die Gewebe, über deren letzte Ursache eine bestimmte Aufklärung bisher noch nicht erbracht worden ist. Die Beziehungen der Gicht zu andern Krankheiten wie dem Rheumatismus, der Syphilis und der Weiberkrankheit legen den Schluß nahe, daß gewisse Vergiftungen, auch solche durch Bakterien, der Entstehung der Gicht Vorschub leisten; dies scheint nach den neuesten Erfahrungen auch bei der Influenza der Fall zu sein. Dagegen beeinflussen klimatische Verhältnisse die Entwicklung der Gicht scheinbar nicht. Die Harnsäure, die zur gichtischen Erkrankung der einzelnen Körperteile führt, ist als ein chemisches Gift zu betrachten, das entzündliche Veränderungen von Geweben hervorruft und sie schließlich völlig abtötet. Nach dem Absterben der Gewebe lagern sich in ihnen die harnsauren Salze in Form von Krystallen ab. Ebstein unterscheidet zwei Arten von Gicht: bei der ersteren erstreckt sich die Krankheit nur auf einige Teile des Körpers, wobei der Erkrankte ein hohes Alter erreichen kann, bei der zweiten, selteneren Form erstreckt sich das Eindringen der Harnsäure von Anfang an auf alle Körperteile und ist wahrscheinlich auf eine schwere Erkrankung der Nieren zurückzuführen. Professor Le Gendre-Paris stellte die verschiedenen Theorien über die Entstehung der Gicht übersichtlich zusammen und sprach sich für die An-

sicht aus, daß die Krankheit auf den Folgen einer mangelhaften Zerstörung der Stoffwechsel-Produkte beruht. Wahrscheinlich spielen auch Störungen der Nierenthätigkeit und des Nervensystems sowohl bei der Vorbereitung der Gicht als bei der Entstehung ihrer einzelnen Anfälle eine wesentliche Rolle. Die Gicht kann ererbt und fortgepflanzt werden; ist keinerlei erbliche Anlage vorhanden, so wird sie durch gesundheitswidrige Ernährung (Mißbrauch von stichstoff- und oxalsäurereicher Nahrung, gärende Getränke, ungenügende Körperbewegung, Ueberanstrengung des Nervensystems) oder durch Aufnahme von Giften erworben. Prof. Dudenworth (London) charakterisierte die Gicht geradezu als Ernährungsstörung, bestehend in einem unvollkommenen Stoffwechsel in gewissen Organen, wahrscheinlich in der Leber, vielleicht in der Niere. Die Folge davon ist, daß die Harnsäure zum Teil im Blut zurückgehalten wird, statt ganz ausgeschieden zu werden. Die schweren Schmerzanfälle bei Gicht bezeichnen die Zeit der Ablagerung der harnsauren Salze in den Geweben und stehen vielleicht auch unter einem Einfluß des Centralnervensystems. Die eigentlichen Erscheinungen der Gicht treten besonders in den Gelenken und Geweben auf, die durch schlechtere Ernährung oder vorhergegangene Verletzung ihrer Widerstandskraft beraubt sind. Die in den Geweben abgelagerten Salzkristalle können wieder gelöst, an schlecht ernährten Körperstellen jedoch auch zu einer dauernden Bildung werden, ihre Ablagerung ist stets mit den heftigsten Schmerzen verbunden. —

Technisches.

— Eisenbahnwagen aus gepreßtem Stahlblech. Mit der Vervollkommnung und Entwicklung der hydraulischen Pressen haben diese die Aufgaben der Hebel- und Schraubenpressen vielfach übernommen und erweitert. Mit ihrer Hilfe ist das Stangen- und Pressen von Gebrauchsgegenständen und Werkstücken aus Metall zu hohen Entwicklungsstufen hinaufgeführt. Schon lange werden die Kessel der Wägen zylindrischer Dampfessel, sowohl an äußeren Wänden als an den Öffnungen zum Einrieten der Flammenrohre, in hydraulischen Pressen hergestellt. Auch Räder, Achs-Schmierkasten für Eisenbahnwagen usw. werden schon seit Jahren aus Stahlblech gepreßt. Wie der „Prometheus“ mittelst, werden seit etwa drei Jahren in Amerika von der „Pressed Steel Car Company“ in Pittsburg Güterwagen für Eisenbahnen aus Stahlblech gepreßt, die sich so vorzüglich bewähren, daß schon tausende solcher Wagen auf amerikanischen Bahnen fahren und die Bestellungen auf solche Wagen bereits einen so großen Umfang angenommen haben, daß die Fabrik sich von der Carnegie Steel Company in Pittsburg auf Jahre hinaus die tägliche Lieferung von 1000 Tonnen Stahlblech durch Vertrag gesichert hat. Die aus Stahlblech gepreßten Wagen haben vor den bisher gebräuchlichen Güterwagen den Vorzug größerer Leichtigkeit und Haltbarkeit. Letztere kommt besonders bei Zusammenstoßen zur Geltung, wobei die Wagen nicht zerteilt, sondern meist nur verbogen werden. —

Humoristisches.

— Immer dieselbe. Er: „Es ist mir, als ob es gestern gewesen wäre, als wir uns vor dreißig Jahren auf dieser Bank zum erstenmal küßten!“
 Sie: „Ja, an Deiner Weste fehlte ein Knopf!“
 — Ein Verkommener. Herr von A.: „Der verstorbene Baron soll in der letzten Zeit ja recht heruntergekommen sein.“
 Herr von B.: „Mensch war so unglücklich tief gesunken, daß man nicht einmal eine Schürbartbinde in seinem Nachlaß fand.“
 („Meggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Björnstjerne Björnson hat soeben ein neues, fünf-actiges Schauspiel vollendet, das zu Beginn der neuen Saison am königlichen Theater in Kopenhagen aufgeführt werden wird. Der Titel steht noch nicht fest.
 — Sudermanns neues Stück „Johannisfeuer“ wurde von der Hofbühne in München im Manuscript erworben.
 — Agnes Sorma wird Anfang November in Athen in fünf Vorstellungen als Kora, Margarete und Mantendeine spielen. Es ist das erste Mal, daß eine deutsche Schauspielerin in Athen auftritt und daß im griechischen Theater in deutscher Sprache gespielt wird.
 — 70 000 Pflanzen hat das Herbarium des Botanischen Gartens in New York bereits während dieses Jahres erworben. In dem Garten selbst befinden sich über 4000 Arten und Varietäten von Pflanzen unter Kultur, die zu 172 Familien und 1057 Gattungen gehören.
 — Auf der nordischen Arzteversammlung in Kopenhagen, bei der die skandinavischen Länder zahlreich vertreten waren, wurde der Vorschlag gemacht, daß die im „Nordiskt medicinskt Archiv“ veröffentlichten Berichte in der Zukunft in deutscher Sprache gedruckt werden sollen. Man hätte die Erfahrung gemacht, daß die medizinischen Abhandlungen in französischer oder englischer Sprache gedruckt, mehr oder weniger unbeachtet blieben, während die in den deutschen Zeitschriften gedruckten Abhandlungen viel häufiger angeführt und zur Beurteilung herangezogen würden.
 — Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 12. August.